Dieses Dokument ist lizenziert für Universität St. Gallen, ux11027M.
Alle Rechte vorbehalten. © Neue Zürcher Zeitung (NZZ). Download vom 06.08.2023 22:14 von nzz.genios.de.

Genialer Selbstdarsteller

125 Jahre nach Bismarcks Tod müssen die angeblichen Errungenschaften des ersten Reichskanzlers kritisch hinterfragt werden

CHRISTOPH NONN

Einige Wochen nach seiner Entlassung durch Kaiser Wilhelm II. fasste Otto von Bismarck 1890 sein Verhältnis zur Politik in eine vielsagende Metapher. Die Leidenschaften des Menschen, sinnierte er, seien wie Forellen in einem Teich: «Eine frisst die andere auf, bis nur eine dicke alte Forelle übrig bleibt. Bei mir hat im Lauf der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle anderen Leidenschaften aufgefressen.»

Der Möglichkeit beraubt, diese Leidenschaft auszuüben, lebte Bismarck fortan nur noch für die unbeglichenen Rechnungen der Vergangenheit. In seinen Memoiren, den «Gedanken und Erinnerungen», stilisierte er sich selbst zu dem Mann, der im Alleingang das Deutsche Reich gegründet habe. Sein langjähriger Mitarbeiter Lothar Bucher wollte ihm dabei helfen. Doch bald schon klagte Bucher, dass nicht nur Bismarcks Gedächtnis «mangelhaft» sei, «sondern er fängt an, auch absichtlich zu entstellen».

Wiederholt ist seitdem gezeigt worden, dass die «Gedanken und Erinnerungen» als historische Quelle kaum etwas taugen. Dennoch wurde Bismarcks unbescheidene Selbstdarstellung als «Reichsgründer» immer wieder übernommen. Dafür gab es manche Gründe. Im jungen, ungefestigten deutschen Nationalstaat war das Bedürfnis nach Nationalhelden gross. Bismarck konkurrierte dabei zwar anfangs mit Wilhelm I. und Helmuth von Moltke, dem preussischen Generalstabschef. Weder der grosse Schweiger Moltke noch der greise Kaiser suchten freilich die Öffentlichkeit – in krassem Gegensatz zum Kanzler.



«Die Leidenschaft zur Politik hat alle anderen aufgefressen» – Otto von Bismarck (Aufnahme von 1890). ULLSTEIN / GETTY

Bloss ein Trittbrettfahrer

Nach seiner Entlassung wurde Bismarck dann von interessierten Kreisen nur allzu gern gegen Wilhelm II., der sich zunehmend unmöglich machte, instrumentalisiert. Nach Bismarcks Tod 1898 geschah das erst recht. Konservative Teile der deutschen Öffentlichkeit verehren ihn heute immer noch als eine Art Superstar der Reichsgründung. Für die Linken dagegen ist er der Superschurke, der Deutschland auf die schiefe Ebene setzte, auf der es dann in den Nationalsozialismus rutschte.

In der historischen Forschung sind diese beiden Bismarck-Bilder mittlerweile gründlich widerlegt. Nicht nur zeigen die zeitgenössischen Quellen, dass Bismarck als preussischer Ministerpräsident keineswegs alternativlos auf einen deutschen Nationalstaat zusteuerte, wie er das später selbst behauptete. Er war auch in dem langwierigen Prozess der Bildung dieses Nationalstaats nur ein Akteur unter vielen.

Drei Kriege spielten in diesem Prozess die Rolle von Katalysatoren: der von 1864, der von 1866 und der von 1870/71. Den ersten Stein ins Rollen brachte die dänische Nationalbewegung, als sie darauf pochte, Schleswig und Holstein in den Staatsverband Dänemarks einzuverleiben. Das widersprach nicht nur internationalen Verträgen. Es provozierte auch den entschiedenen Widerspruch Österreichs, das als Vielvölkerstaat allergisch auf alle Versuche reagierte, die Landkarte Europas im Geist des Nationalismus zu verändern. Die Österreicher machten Preussen deshalb den Vorschlag, gemeinsam gegen die Dänen vorzugehen. Der preussische Ministerpräsident Bismarck fungierte dabei nur als Trittbrettfahrer.

Nach dem sicheren Sieg über die Dänen kam es zum Konflikt zwischen Österreich und Preussen um die Kriegsbeute Schleswig-Holstein. Nach einer beliebten Lesart war es Bismarck, der diesen Krieg gewann. Man fühlt sich dabei ein wenig an Brechts «Fragen eines lesenden Arbeiters» erinnert: Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich? Oder hat Bismarck die aus mehreren hunderttausend bis an die Zähne bewaffneten Männern bestehende Armee des Habsburgerreichs ganz allein überwältigt?

Das hat er natürlich nicht. Bismarck war ja nicht einmal Soldat, sondern Diplomat. Als solcher bestand seine Aufgabe darin, im Vorfeld des Krieges für Preussen möglichst viele Verbündete zu gewinnen. Dabei versagte er kläglich. Alle deutschen Mittelstaaten von militärischer Bedeutung standen 1866 auf der Seite Österreichs. Nur Italien unterstützte Preussen. Nicht einmal das war freilich Bismarcks Verdienst: Die Italiener hatten sich, weil ihnen zur Vollendung ihres Nationalstaats noch das österreichische Venetien fehlte, geradezu aufgedrängt. Bezeichnenderweise wurden die Bündnisverhandlungen von Moltke geführt, nicht von Bismarck, weil es nur Fragen der militärischen Kooperation zu erörtern gab – politisch war ohnehin alles klar.

Fehlerhafte Memoiren

Wenn der Krieg von 1866 von Preussen gewonnen wurde, dann also nicht wegen, sondern trotz Bismarck. Auch dessen Darstellung in den «Gedanken und Erinnerungen», er habe Wilhelm I. nach der Schlacht bei Königgrätz im Alleingang und gegen die Militärs davon überzeugt, schnell mit den Österreichern Frieden zu schliessen, und damit den Sieg gerettet, ist nachweislich falsch. Denn in Wahrheit war es Kronprinz Friedrich, dem die entscheidende Rolle bei der Überzeugung seines halsstarrigen Vaters zukam, und die Militärs unterstützten das nach Kräften.

Anders als er es selbst in seinen Memoiren darstellte, steuerte Bismarck nach 1866 keineswegs zielstrebig auf die Gründung eines deutschen Nationalstaats unter Einbeziehung Süddeutschlands hin. Noch 1869 erklärte er, die deutsche Einheit sei «keine reife Frucht». Reif wurde die Frucht bekanntlich erst infolge des Krieges mit Frankreich 1870/71. Nach einer immer noch populären Deutung hat Bismarck diesen Krieg durch die berühmte «Emser Depesche» provoziert. Die zeitgenössischen Quellen sagen freilich, wie Eberhard Kolb schon vor fast fünfzig Jahren herausgearbeitet hat, etwas ganz anderes.

Im Vorfeld der «Julikrise» von 1870 nahm Bismarck an, dass Frankreich aus innerem Prestigebedürfnis der Regierung Napoleons III. wahrscheinlich einen Krieg provozieren würde. Er selbst wollte diesen aber wenn möglich vermeiden. Als Frankreichs Anspruch auf Luxemburg 1867 eine Welle nationalistischer Empörung in den deutschen Staaten hervorrief, hat er als preussischer Ministerpräsident diese sogar noch zu dämpfen versucht. Die entscheidenden Provokationen gingen von Frankreich aus. Dessen Gesandter verlangte im Juli 1870 schliesslich von Wilhelm I. in Bad Ems Zugeständnisse in der Frage der spanischen Thronfolge, die der Preussenkönig nicht machen konnte, ohne das Gesicht zu verlieren.

Bismarck hat später zwar verbreitet, er habe Wilhelms Bericht aus Bad Ems gekürzt, um Frankreich zum Krieg zu provozieren. Tatsächlich ging die «Depesche» aber gar nicht nach Paris – wo sie bei der Entscheidung zur Mobilmachung dann auch praktisch keine Rolle spielte. Sie war vielmehr für Süddeutschland bestimmt, um dort Unterstützung für Preussen in dem Waffengang zu mobilisieren, der durch das Vorgehen Napoleons III. unvermeidlich geworden war. Und diese Rechnung ging auf.

Später unterliefen Bismarck dann wieder massive Fehler – in der Krieg-in-Sicht-Krise 1875, mit dem Kulturkampf und dem Sozialistengesetz. Die Politik mochte seine grösste Leidenschaft sein, ein Meister aller Klassen war er darin nicht. Deutlich besser beherrschte er die Kunst, die tatsächlich seine letzte Forelle war: die der Selbstdarstellung. Es ist denn auch mehr diese Kunst gewesen, die sein Bild bis heute oft prägt, als seine Politik.

Christoph Nonn ist Professor für neueste Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Putins Propagandist

Der Bestsellerautor Nicolaj Lilin verteidigt auf absurde Weise Russlands Einmarsch in die Ukraine

ULRICH M. SCHMID

Nicolaj Lilin verfügt über eine abenteuerliche Biografie, bei der er wahrscheinlich selbst nicht mehr weiss, was Dichtung und was Wahrheit ist. Unbestritten ist, dass er 1980 in der transnistrischen Stadt Bender geboren wurde. Dort erlebte er den Zusammenbruch der Sowjetunion. 2003 übersiedelte er Richtung Westen nach Italien, wo er zunächst ein Tätowierstudio betrieb.

Diese Eckpunkte lassen breiten Raum für Phantastereien. Literarische Gestalt gab ihnen Lilin in einem angeblich autobiografischen Bericht mit dem Titel «Sibirische Erziehung» (2009). Er beschreibt dort seine Familie, die von einem edelmütigen sibirischen Verbrecherclan abstammen soll. Diese «Urkas» erscheinen bei ihm als moderne Robin Hoods. Mit ihrer Beute kaufen sie nur Ikonen und Waffen. Bei Reichen kennen sie keine Gnade, schützen aber Witwen und Waisen. Sie wenden sich gegen jede staatliche Macht, sei sie nun sozialistisch oder kapitalistisch.

Lilins Buch wurde von der Kritik gefeiert – Roberto Saviano und Irvine Welsh sind die prominentesten Lobsänger des transnistrischen Hemingway. Ermuntert von diesem Erfolg schrieb Lilin mit «Freier Fall» (2010) gleich einen zweiten Bestseller. Hier schildert er seine schockierenden Erlebnisse als Soldat im Zweiten Tschetschenienkrieg. Bald regte sich allerdings Verdacht, weil Lilin sehr dick aufgetragen hatte. So berichtete er etwa vom Einsatz von Quecksilbergeschossen, die eher seiner Frederick-Forsyth-Lektüre entstammen und nicht vom Schlachtfeld beglaubigt sind. Möglicherweise hatte er auch gar nie im Tschetschenienkrieg gekämpft.

Vom Hinterhof in den Palast

Mittlerweile hat sich Lilin auf das Verfassen von Sachbüchern verlegt. 2020 veröffentlichte er eine Biografie des «letzten Zaren», in der er die märchenhafte Karriere Putins vom Leningrader Hinterhof in den Kremlpalast nachzeichnet. Seine Darstellung ist von einer kaum verhohlenen Bewunderung für den willensstarken Präsidenten getragen. Putin passt perfekt zu Lilins Räuberromantik. Der Biograf rechnet es dem obersten Banditen hoch an, dass er sich gegen die anderen Betrüger, Räuber und Verbrecher durchgesetzt hat: Putins grosse Leistung bestehe darin, Russland seine Würde zurückgegeben zu haben.

Nach dem russischen Überfall auf die Ukraine sah sich Lilin bemüssigt, die offizielle Version des Kremls durch eigene Schreibarbeit zu beglaubigen. Kurz hintereinander veröffentlichte er in Italien zwei Bücher: «Die wahre Geschichte der Ukraine» (2022) und «Der Hass und der Krieg. Die tiefen Wurzeln des Konflikts zwischen Russland und der Ukraine» (2023). Wenig überraschend argumentiert er, Russland habe sich gegen das Nazi-Regime in Kiew und gegen den Aufmarsch der Nato in der Ukraine wehren müssen. Darüber hinaus sei die Regierung Selenski in Kiew autoritär und stehe im Sold der USA.

Interessanter als solche Kreml-Sprechblasen ist allerdings Lilins Argumentation im Einzelnen. Er begeht die drei Kardinalfehler jedes Hobbyhistorikers: Erstens nimmt er ein isoliertes Ereignis und stilisiert es zur einzigen Erklärung einer aktuellen Krise. Zweitens verlässt er sich auf seine eigene Lebenserfahrung als beglaubigenden Kontext. Drittens überträgt er blind sein alltagssprachliches Verständnis einer zentralen Deutungskategorie auf seinen Gegenstand. Heraus kommt dabei ein Galimathias, der historisch falsch, logisch inkonsistent und moralisch bedenklich ist.

Treuherzige Aussage

Für Lilin ist der gegenwärtige Ukraine-Krieg eine Spätfolge des «österreichischen Genozids an den Russen in Galizien zwischen 1914 und 1917». Um diese abenteuerliche These überhaupt nachvollziehen zu können, muss man Lilins Grundannahmen kennen. Er geht davon aus, dass es historisch in der Ukraine nur «Russen» gab, weil die Russen und die Ukrainer ja ein Volk seien. Er habe diese Einheit in seiner sowjetischen Kindheit noch in Transnistrien beobachten können.

Lilin wiederholt hier Putins Lieblingsthese, die allerdings bereits durch die Unterdrückung des ukrainischen Nationalprojekts im zaristischen Russland ad absurdum geführt wird: Wenn es angeblich keine ukrainische Nation gibt, dann kann man sie auch nicht verbieten. Für Lilin sind die Österreicher, angestachelt von den Polen, für die «Entrussifizierung» der «Russen» im ukrainischen Galizien während des Ersten Weltkriegs verantwortlich. Diese «Russen» seien ins «Vernichtungslager Thalerhof» verschleppt und nur aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit getötet worden. Das Internierungslager Thalerhof bei Graz gab es tatsächlich. Etwa 3000 russophile Ukrainer (und nicht etwa «Russen») kamen darin zu Tode.

Neben den Österreichern und Polen gibt es eine weitere Gruppe von Schuldigen: Lilin behauptet, dass die «jüdisch-bolschewistischen Revolutionäre» nach ihrer Machtergreifung die «Russen» in der Sowjetukraine «ukrainisiert» hätten. Er verweist dabei auf die frühe sowjetische Nationalitätenpolitik, vergisst dann aber, auf die gezielte Repression der ukrainischen Kultur in den dreissiger Jahren hinzuweisen.

Nicolaj Lilin beendet sein neustes Buch mit einer treuherzigen Aussage, die in einem Schüleraufsatz stehen könnte: Keine Doktrin, die sich auf Hass, Gewalt und ethnische Überlegenheit gründe, sei imstande, eine gesunde Gesellschaft hervorzubringen. Man sollte Lilin nachsitzen lassen, bis ihm einfällt, wer denn jetzt genau welchen Krieg aufgrund welchen Hasses begonnen hat.